

dtv

»Eine Geschichtslektion, wie sie nie der Historiker und nur in Glücksfällen der Augenzeuge zu erteilen vermag. Wendelgard von Staden, eine geborene Neurath, erzählt von ihrer Jugend im Dritten Reich ... Das Buch ist so außerordentlich, weil es ohne jeden falschen Anspruch einen kleinen Ausschnitt deutscher, diesmal schwäbisch-ländlicher Wirklichkeit anschaulich macht, wie sie nie in den Akten, wohl aber überall im Alltag des Reichs hätte greifbar werden können ... Man erblickt auf einer übersehbaren Bühne das beklemmend ablaufende Lehrstück der Geschichte.« (Walther Killy in der ›Süddeutschen Zeitung‹)

*Wendelgard von Staden*, geborene Freiin von Neurath, Jahrgang 1926, studierte Volkswirtschaft in Tübingen und Politische Wissenschaften in Paris und Los Angeles. Sie war für das Auswärtige Amt in Bonn, als Vizekonsulin in Bern und Legationsrätin in Washington tätig.

Wendelgard von Staden

Nacht über dem Tal

Eine Jugend in Deutschland

Einführung von  
Marion Gräfin Dönhoff

Deutscher Taschenbuch Verlag

# *Meiner Mutter*

Ungekürzte Ausgabe

Dezember 1984

4. Auflage September 2004

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

© 1979 Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf · Köln

(jetzt München)

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: ›Bayerische Landschaft‹ (1920) von Christian Rohlf's

(© VG Bild-Kunst, Bonn 2004)

Gesamtherstellung: Digital Druck AG, Frensdorf

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 3-423-25114-X

## Einführung

Dieses Buch ist ein merkwürdiges Buch. Als ich das Manuskript zu lesen begann, dachte ich: »Das werde ich wahrscheinlich nicht zu Ende lesen.« Es schien mir ein wenig naiv und un gelenk, ganz und gar un literarisch und ohne ersichtliche innere Spannung. Auch das Milieu interessierte mich nicht besonders – ich meinte, es zur Genüge zu kennen: Eine landangesessene Familie adeliger Provenienz, redlich, zuverlässig, national gesonnen, von äußerstem Pflichtbewußtsein und sparsamer Lebensführung, sozial vorbildlich nicht aus Ideologie, sondern ganz unbewußt, sozusagen ohne darüber nachzudenken und also sehr selbstverständlich. Gewiß eine treffliche Familie, aber aus Mangel an Gelegenheit weder musisch noch welt offen.

Es handelt sich, wie man bei der Lektüre bald begreift, um einen kleinen Hof in einem stillen Tal Württembergs, wo das Leben in ehernem Gleichmaß seinen Lauf nimmt: Säen und Ernten, Sommer und Winter bestimmen das Jahr. Immer gibt es Arbeit, und immer sind die Finanzen knapp. An jedem Sonnabend werden die Höfe und die Dorfstraße gefegt, die Leiterwagen schön gerade ausgerichtet nebeneinander auf die Tenne geschoben; die Frauen wandern mit den Kuchenblechen zum Bäcker, und am Montag beginnt die Woche von

neuem. Der Herr des Hauses ist mit den Bauern zusammen groß geworden, und jetzt wachsen wiederum seine Kinder mit deren Kindern auf. Es ist die Zeit der bündischen Jugend, der HJ, der Sehnsucht nach Abenteuer und Bewährung.

Die Autorin ist vierzehn Jahre alt, als der Krieg ausbricht und ihr Leben sich langsam zu verfremden beginnt. Im Frühjahr 1943 macht sie ihr Abitur, anschließend eine landwirtschaftliche Lehre: 5 Uhr aufstehen, Kathreiners Malzkaffee, schwere Stiefel, immer nasse Füße, immer müde, Schwielen an den Händen. Schließlich Rückkehr nach Hause – aber es ist nicht mehr das alte Zuhause. Die Mächte der Finsternis brechen in das stille Tal ein – mit Stacheldraht, Wachttürmen und Polizeihunden. Grund und Boden werden enteignet, Baracken gebaut, das Tal für Zivilisten gesperrt.

Zunächst heißt es, ein Arbeitslager werde errichtet, aber als dann einige Insassen in schweren Holzschuhen auf den Hof schlurften, um Stroh und Bohnen zu holen – es sind schwankende, kahlgeschorene, dürre Gestalten mit grünlichen Gesichtern in gestreiften Anzügen, die schlaff um ihren Körper hängen –, da weiß man, es sind Juden, schwerkranke, sterbende Menschen.

Schrecken, ohnmächtiger Zorn, Verzweiflung ergreift die Familie, vor allem den stets aktiven weiblichen Teil. Die junge Autorin und die temperamentvolle Mutter, die, anders als ihr Mann, das

allmähliche Anwachsen des Nationalsozialismus schon immer als große Katastrophe angesehen hatte, beginnen Pläne zu schmieden, um wenigstens einigen jener Unglücklichen zu helfen. Dabei kommt ihnen ihr Name zugute.

Der Name Neurath bedeutete zu jener Zeit viel. Er war allenthalben bekannt, denn ein Bruder des Gutsherrn, Freiherr Konstantin von Neurath, war von 1932 bis 1938 Reichsaußenminister gewesen, erst unter Papen, dann unter Schleicher und schließlich unter Hitler. Im Frühjahr 1939 war er dann nach kurzer Zeit der Zurückgezogenheit unter dem vielversprechenden Titel »Reichsprotector von Böhmen und Mähren« noch einmal aktiviert worden, nicht für lang. Drei Jahre später ließ er sich beurlauben, und bald darauf trat er dann auch in aller Form zurück. Aber bei den Nazi-Chargen im Lager galt der Name doch noch soviel, daß es Mutter und Tochter gelang, mit dem Kommandanten in Verbindung zu treten, um zu versuchen, ihre abenteuerlichen Pläne in die Tat umzusetzen, wobei sie sich wenig Gedanken darüber machten, daß diese sie in jenen letzten Monaten des Krieges leicht den Kopf hätten kosten können.

Nicht erst von diesem Moment an, schon nach den ersten zwanzig Seiten, hatte ich eingesehen, daß mein vorschnelles Urteil fehl am Platze war. Ganz im Gegensatz zu meinem ersten Eindruck stellte ich fest, daß gerade die unreflektierte, rein

faktische Weise des Berichtens, die unliterarische Art des Erzählens, die bar jeder schriftstellerischen Ambitionen ist, den dokumentarischen Wert dieses Buches ausmacht. Gerade, daß die Autorin nicht wertet, keine moralischen Maximen aufstellt, auf Sentenzen verzichtet und auch darauf, die Menschen in Gute und Böse einzuteilen, läßt einen das Ganze wie Hagelschlag und Erdbeben erleben – also so, wie es ihr widerfahren ist. Das macht das Buch so glaubhaft.

Ich las und las, ohne abzusetzen, bis zur letzten Seite, ohne einen Satz auszulassen. Und ich hatte das Gefühl, noch nie sei so einfach und so greifbar deutlich das unentwirrbare Knäuel von Sein und Schein, von Schuld und Heldentum, Unsinn, Irrtum, Opfer, Verbrechen, Unschuld, Wiedergutmachung dargestellt worden, die jenes Tausendjährige Reich kennzeichneten, so wie wir Älteren es erlebt haben und welches den Jungen wirklich verständlich zu machen, uns wohl nie gelingen wird.

*Im Februar 1979*

*Marion Gräfin Dönhoff*

Unser Dorf lag unweit einer langgestreckten Hügelkette inmitten von Obstgärten und Feldern.

An Sonntagen im Sommer ging mein Vater manchmal zum Geiselspiel hinüber, dem alten Weinberg jenseits der Bahn, setzte sich am Waldrand unter einen Apfelbaum und malte die Landschaft mit dem Ort: den Hof vom Bauern Wenz, das Wirtshaus Zur Krone, das Häuschen der alten Mathild, von der es hieß, sie sei eine Hexe und könne mit ihrem bösen Blick Kühe töten; die Schmiede, in der der Schmied Auch an der Esse stand und Pferde beschlug. Das Schulhaus und das Bürgermeisteramt an der Hauptstraße, die Höfe von den Bauschens und dem Vollmer, darüber den viereckigen Turm unserer alten Kirche, auf dessen Spitze ein Storchennest war und von dem die Vesperglocke um vier und um sechs am Nachmittag läutete. Daneben zeichnete er das Viereck unseres Hofes mit seinen großen Dächern, das Herrenhaus mit der Eiche davor, die Heuscheuer, Ochsenställe und das Gesindehaus, das Haus des Verwalters aus rotem Backstein, den Pferdestall mit der Wagenscheuer, vor dem der Misthaufen lag. Mitten im Hof, über den Kartoffelkellern, wuchs ein Gebüsch aus altem Flieder. Der Hof war, wie die Häuser der Bauern, aus Fachwerk gebaut und gelb getüncht.

Hinter dem Herrenhaus begannen die Obstgärten und das Baumstück, das an den Park grenzte. An den hohen Jasminbüschen vorbei führten kleine Wege hinauf bis zu dem Acker mit dem dornenüberwachsenen Wasserreservoir, auf dem eine rostige Blechfahne den Wasserstand anzeigte.

Weiter draußen, nach links hinüber, spiegelten sich die Gewächshäuser der Gärtnerei in der Sonne und das »Weitfeld« dehnte sich bis zum Horizont. Zwischen den Feldern der Bauern lagen die breiten Äcker vom Hof, der Bürgerbronnenacker und das Feld ums Hasenwäldle. Im Hasenwäldle, einem kleinen Geviert, wuchsen Erlen und ein paar Tannen. Außerdem stand da eine Unterstehhütte für die Feldarbeiter. An der unteren Seite vom Weitfeld, zum Bahnhof hin, konnte man die große Feldscheuer sehen, in die zur Erntezeit der Weizen gefahren und nachher die Strohballen gestapelt wurden.

Unterhalb der letzten Häuser vom Dorf, am Bach, lag der kleine Dorfbahnhof, auf dem ein- oder zweimal am Tag das »Bähnle« hielt. Es war der Zubringerzug von der Stadt Vaihingen an der Enz zum Reichsbahnhof, den die Bürger – als die Eisenbahnlinie gebaut wurde – weit vom Ort entfernt errichteten, um möglichst wenig mit der »Teufelsbahn« zu tun zu haben.

Die Geleise vom Bähnle führten am Feuersee und der Jungviehweide vom Bauern Gutjahr ent-

lang, durch den kleinen Steinbruch, von da aus an den Steinhalden des großen Steinbruchs und am Schloß vorbei nach Vaihingen.

Der kleine Steinbruch war ein Wäldchen mit Tannen und Akazien, das vor langer Zeit angelegt wurde, als man aufhörte, von dort die Steine für die Häuser der Umgebung zu holen.

Von einem Fenster unseres Hauses aus malte mein Vater auch die Stromberge im Norden. Das war ein weich geschwungener Höhenzug, an dem Weinberge steil nach oben, bis unter den Wald klommen, der wie eine Kappe die Hügel bedeckte. Unserem Hof gegenüber, auf der höchsten Erhebung, lag die Eselsburg, eine Ruine, die als Aussichtsturm benutzt wurde. Im Frühling, wenn im Wald die Maiglöckchen blühten und der Kuckuck von den Bäumen rief, stiegen wir Kinder die steilen Weinbergtreppen zur Eselsburg hinauf, von der man weit über das Land schauen konnte.

Bis ins Mittelalter konnte man die Geschichte unseres Dorfes zurückverfolgen. Anfangs waren es nur ein paar Häuser draußen am Bürgerbrunnen gewesen. Als die Pest kam, wurden sie verlassen und ein neuer Ort am Ufer eines Sees gegründet. Dieser See erstreckte sich von den Hügeln bis zum heutigen Hof, wo damals die Seemauer stand. Der See trocknete allmählich aus und wurde zu Sumpfwiesen, in denen das Storchchenpaar vom Dorf nach Fröschen suchte. Mein Vater erzählte, daß er noch

die Sumpflichter in der Nacht gesehen habe. »Die Elfen tanzen«, nannten es die Bauern.

Meine Eltern legten die Sumpfwiesen trocken. Das Seegut wurde zu Äckern mit schwerem, gutem, rotem Boden.

Durch diese Äcker ging mein Vater oft am Abend zum Bartenberg hinüber, dem Wald hinter dem Bahngleise, und saß auf Rehe oder Wildschweine an, bis aus den Wiesen der Nebel stieg und im Dorf die ersten Lichter angingen.

Mein Vater liebte die Jagd, und er liebte das Dorf, in dem er aufgewachsen war. Wenn er im Lodenmantel die kleinen Straßen hinunterging, mit dem Hund an der Leine und der Flinte über der Schulter, dann blieb er bei jedem stehen, den er traf. Die Frauen hörten auf zu fegen, die Bauern hielten das Kuhfuhrwerk an oder lehnten sich auf den Schippenstiel und schwätzten mit ihm. Eigentlich hatte mein Vater Förster werden wollen, aber es war ihm nicht erlaubt worden. Wie es bei uns früher üblich war für die nachgeborenen Söhne, mußte er Offizier werden. Er tat einige Jahre Dienst. Das war lange vor dem Ersten Weltkrieg. Dann wurde es ihm zu langweilig, wie er uns erzählte, und er wanderte nach Argentinien aus.

Im Sommer 1914 kehrte er mit viel eigenem Geld zurück und ging gleich in den Krieg. Mit seinem Regiment lag er in den Gräben an der Somme, und als der Krieg zu Ende war, kam er – vom Militär

entlassen – nach Hause. Sein Vermögen verlor er in der Inflation. Als meine Eltern 1922 heirateten, stand ihre Existenz auf wackligen Beinen. Sie versuchten, das elterliche Gut zu übernehmen, das seit langem verpachtet war. Ihre Mittel reichten dafür jedoch nicht aus. Nur einige Felder konnten sie aus der Pacht nehmen. Sie waren in den dreißiger Jahren bis über die Ohren verschuldet. Aus einem Acker, der »das Rohr« hieß, machten sie eine Gärtnerei und bauten darauf ein Gewächshaus. Viele Jahre lang fuhr meine Mutter morgens um fünf zur Markthalle in Stuttgart, um dort das Gemüse zu verkaufen.

Ich wußte wenig von der wirtschaftlichen Not zu Hause. Zwar erzählte man uns, daß ein Teller, der bei der Geburt meines Bruders im Krankenhaus auf den Boden gefallen war, dreiundzwanzig Millionen Mark gekostet hatte. Ich weiß auch noch, daß viele Bettler bei uns vorbeizogen, bis zu zehn und fünfzehn am Tag, in alten Soldatenmänteln und durchlöcherten Schuhen, die Suppe zu essen bekamen; daß man sie im Stroh in der großen Feldscheuer fand und in den Höhlen vom kleinen Steinbruch. In unserer Familie ging es aber trotz allem fröhlich zu.

Am Samstagabend wurde im ganzen Dorf gefegt, die Höfe und die Kanteln saubergemacht, die Frauen trugen volle Kuchenbleche zur Backstube. In der Backstube war es immer warm und interes-

sant. Man saß auf den Stufen vor der Tür und sah zu, wie der Bäckers Fred die Laugenbrezeln machte, die Bleche mit einer langen Stange aus dem Ofen holte, und man hörte, wie über die Ernte und das Vieh geschwätzt wurde. Und dort in der Backstube verabredeten wir uns auch zum Indianerlesspielen im Park.

Am Sonntagmorgen, im Sommer, frühstückten wir auf der Veranda. Es gab Laugenbrezeln mit Kräuterkäse. Danach durften wir in den Hofscheuern und im Park toben.

Der Park war unser Revier. Unten, an seinem Eingang, standen drei hohe Birken, weiter oben, hinter den beiden alten Linden, gab es ein Bienenhäuschen aus Baumrinde, eine Schlucht, von Dornen und Ginster umwachsen, und eine große Eiche, auf die man klettern konnte. Mitten im Park lag ein großes rundes Bassin, das alte, rissige Wände hatte und kein Wasser mehr hielt. Es lag immer voller Blätter von den Nußbäumen, die es umstanden. Oben am Tor, zum »Reservoiracker« hin, war die Sillahopp, ein kleiner Hügel, auf dem eine Ulme wuchs und Überreste einer alten Bank standen. Mit unseren Freunden vom Dorf kämpften wir um die Sillahopp, versteckten uns in den hochgewucherten Büschen und machten Strickleitern für die Eiche.

Beim Spielen waren wir eine große Bande: der Wilhelm Gutjahr und der Zeh Albert, der Güllers

Günther vom Bahnhof, der Öhlers Herbert, die Seizingers Else und Schneiders Elfriede, die Herta Wirth und Dihlmanns Ruth und andere Freunde vom Dorf.

Unsere Spiele dehnten wir bis zum Steinbruchwäldchen aus, wo unter den überwachsenen Steinen die kleinen Höhlen lagen, und sie endeten bei dem Wasserhaus. Es war ein feuchtes, dunkles, unbewohntes Backsteinhaus am unteren Waldrand. Das Wasserhaus lag am Ende eines kleinen Tales, das sich am Steinbruch entlangzog.

Durch das »Täle«, wie es genannt wurde, floß der Brünnelesbach in Windungen, und es wuchs dort, weil wenig Sonne hineinschien, ziemlich saures Gras.

Wir bekamen nicht viel Besuch. Manchmal kamen von Nachbargütern Freunde meiner Eltern, mit deren Kindern wir dann gleich in den Park zogen.

Am meisten freuten wir uns, wenn Stephan kam, unser Vetter aus Potsdam.

Stephan war sechs oder sieben Jahre älter als wir. Er kam mit einer Gruppe von elf Jungen, alle in Lederhosen und grünen Hemden und mit vollgepackten Tornistern auf den Rücken, bei uns vorbei. Stephan und seine Freunde gehörten der Bündischen Jugend an, die der Admiral von Trotha gegründet hatte. Sie nannten sich das Fähnlein »Heinrich von Plauen«, nach dem Hochmeister

des deutschen Ritterordens. Ihre Väter waren Offiziere gewesen, und ihre Familien lebten nun meistens in beengten Verhältnissen.

Wenn die Jungen gegessen hatten, die Schüsseln voller Gulasch und Nudeln geleert waren, machten sie im Garten ein Feuer, hockten sich darumherum und begannen zu singen. Stephan hatte einen Schopf dichter, blonder Haare und einen breiten witzigen Mund, dessen Winkel immer lachten. Er begleitete die Lieder auf seiner Klampfe: »Unsere liebe Frau vom kalten Bronnen, bescher uns armen Landsknecht ein warmen Sonnen . . .«

Zum Schlafen wurden sie, mit Decken versehen, in die Feldscheuer geschickt. Dort saßen sie im Stroh noch zusammen und lasen sich aus Büchern vor, die sie im Tornister mitgebracht hatten. Es waren Geschichten von den Kreuzrittern und von alten Preußen, Balladen und der Cornet von Rilke. Denn sie glaubten an die Mannestugend und daran, daß der Mensch edel sein müsse, hilfreich und gut.

Stephan mit den Liedern am Feuer und seinen Idealen, über die er so ernst sprach, hatte auf mich großen Eindruck gemacht. Deshalb konnte ich es auch kaum erwarten, bis sie mich in die Jungmädchenschar aufnahmen, als die Hitlerjugend bei uns gegründet wurde. Denn wie überall im Reich wurde auch unser Dorf nach 1933 organisiert. Der junge Schank, dessen Vater bei der Eisenbahn angestellt war, wurde Ortsgruppenleiter. Die NS-Frauenschaft kam abends zusammen unter dem Fräulein Ilg, die ganz in der Nähe der Kirche, in der oberen Gasse wohnte. Fräulein Ilg hatte eine tiefe, männliche Stimme und kurze schwarze Haare, die sie streng nach hinten kämmte.

Unser erster Führer war der Reinhold Kühner, der Sohn vom Bauern Kühner, der im Haus an der Ecke gegenüber der Milchsammelstelle wohnte.

Einmal in der Woche kamen die Gruppen der HJ zum Dienst im »Heim« zusammen, einem großen Raum, der unten in unserem Haus leergestanden hatte. An eine seiner Wände ließ meine Mutter einen Spruch auf blauen Grund malen: »Arbeit, nicht Zweifel und Zwietracht schaffen uns Lebensrecht. Neue Mauern und Zinnen baut ein neues Geschlecht.«

Am Anfang war ich noch zu klein, um in die HJ

aufgenommen zu werden. Aber ich fand mich beim Dienst ein und übte mit Exerzieren. »Stillgestanden: Rührt euch! Die Augen rechts und im Gleichschritt Marsch!« Wenn die Jungmädchenschar durchs Dorf zog, hinter dem Wimpel her, den sie genäht hatte und der an einem langen Stock befestigt im Wind flatterte, dann lief ich hinterdrein. Später, als ich elf war, wurde ich Führerin. Wir machten sogar eine Fahrt bis nach Worms, um den Dom zu besichtigen.

Die älteren Bauern gehörten eigentlich nur dem Verband alter Soldaten an, dem mein Vater vorstand. Sie gingen auf das Feld und sagten nicht viel. Aber sie hofften, daß die Zeiten besser würden. Sie dachten wie mein Vater, der sagte: »Im Herzen bin und bleibe ich Monarchist.« Wir hätten eben den Krieg nicht verlieren dürfen, und jetzt müsse jeder sich anstrengen, damit Deutschland aus der Not herauskäme und wieder ein starkes, geachtetes Land würde.

Am 1. Mai, dem Tag der Arbeit, versammelte sich das ganze Dorf auf dem Sportplatz. Denn der Maientag war schon immer gefeiert worden. In der Nacht zuvor holten die Burschen im Wald eine junge Birke und stellten sie vor das Fenster eines Mädchens. Am Morgen wurde der Maienbaum aufgerichtet mit dem Maienkranz, von dem bunte Bänder herunterhingen. Die Mädchen vom BDM führten Volkstänze mit den Bändern auf, die Jun-

gen machten Würstleschnappen, und im leerge-räumten Strohschuppen an der Ecke vom Sportplatz spielte der Emil Gutjahr mit der Ziehharmonika zum Tanz auf. Selbst die ältesten Bauern machten mit. Am Abend war das Wirtshaus Zur Krone voll bis spät in die Nacht. Im Oktober, am Erntedanktag, läuteten die Glocken zum Erntegottesdienst in der Kirche. Der Altar war von den Frauen mit dem Fräulein Ilg zusammen mit Ährenkränzen und bunten Kürbissen, Herbstastern und Äpfeln geschmückt worden. Am Nachmittag gab es Zwiebelkuchen und neuen Most.

Jedes Jahr im November beging das Dorf den Heldengedenktag zu Ehren der im Ersten Weltkrieg Gefallenen. Zuerst ging alles zum Gottesdienst. Danach stieg man, die Jugend in Uniform, das Treppchen zur Hauptstraße hinunter zum Kriegerdenkmal. Alles stand in einem Kreis um den großen Stein herum. In der ersten Reihe die Kriegerwitwen, mit schwarzen Kopftüchern und dunklen Mänteln, dahinter barhäuptig die Männer. Von unserem Dorf, das fünfhundert Einwohner zählte, waren im Ersten Weltkrieg vierundzwanzig Männer gefallen. Während mein Vater den Kranz am Stein niederlegte, stimmten alle das Lied vom guten Kameraden an: »Ich hatt' einen Kameraden, einen bessren findst Du nit . . .« Und wir Kinder sangen dann das Lied, das mein Vater zu dieser Feier hören wollte. Wir mochten es nicht leiden.

Aber der Reinhold studierte es mit uns ein: »Drunten in Flandern, bei vielen andern, liegt auch mein Grab. Der drinnen lieget, hab ihn gewieget, ans Herz geschmieget, ein stolzer Knab.« An dieser Stelle fingen die Mädchen vom BDM zu kichern an, bis der Reinhold ihnen wütend erklärte, es handle sich hier um eine Mutter! Beim letzten Vers begann die Emma Linkenheil, oben in der Kirche, das Glockenseil zu ziehen und die Feier auszuläuten. »Und wenn dann locken die Friedensglocken zur Feier ziehn alle die andern, dann laßt mich wandern nunter nach Flandern, zum Grabe hin . . .«

Uns gefiel ein anderes Lied viel besser, das wir aber wegen meines Vaters zur Heldengedenkfeier nicht singen durften. Da konnte man den Tod richtig sehen: »Der Tod reit' auf einem kohlschwarzen Rappen, er hat einen undurchsichtigen Kappen, wenn Landsknecht in das Feld marschieren, läßt er sein Roß daneben galoppieren . . .« Am Ende dieses Liedes kam auch eine Mutter vor: »Der dritte Wirbel ist solang gegangen als bis der Landsknecht von Gott seinen Segen empfangen. Der dritte Wirbel ist leis und lind als wiegt eine Mutter im Schlafe ihr Kind.«

Viele, die das damals auf der Dorfstraße sangen, sind später dem Tod begegnet. Der junge Schank und die Linkenheils, der Wilhelm Gutjahr und der Günther vom Bahnhof. Auch der Reinhold ist